

# DISPLACED SPACE FOR CHANGE

„Sicherheit für alle Beteiligten“ ist ein Schlüsselthema bei der Aufnahme und Integration von Geflüchteten. In der ehemaligen Finanzlandesdirektion in Wien Mitte hat ein interdisziplinäres Team vorgeführt, wie die Unterbringung von Tausenden Menschen mit unterschiedlichen kulturellen und sprachlichen Hintergründen trotz schwieriger Umstände weitgehend konfliktfrei gelingen kann. Ein Gespräch mit den Rotkreuz-Mitarbeiterinnen und Leiterinnen des Hauses Martina Burtscher und Eliane Etmüller, den Universitätslehrenden und Initiatorinnen von „DIS.PLACED space for change“ Karin Harather und Renate Stuefer sowie Mitgliedern des Projektteams, den Studierenden Rupert Gruber, Julia Menz und Maria Myskiw, über Chancen, denen dringend Raum gegeben werden muss.



Frauen bei der Gestaltung eines Gemeinschaftsraumes. Die Ornamente wurden gemeinschaftlich in Workshops entwickelt und von StudentInnen in lasergeschchnittene Schablonen übertragen, die für Wandmalereien eingesetzt werden.

Sabine Dreher (SD) im Gespräch mit Martina Burtscher (MB), Eliane Etmüller (EE), Karin Harather (KH), Renate Stuefer (RS), Rupert Gruber (RG), Julia Menz (JM) und Maria Myskiw (MM)

Photos: Displaced

Am 15. September 2015 wurde dem Roten Kreuz gemeinsam von der Bundesimmobiliengesellschaft und der Universität für angewandte Kunst Wien ein 30.000 Quadratmeter großes leer stehendes Bürogebäude in zentraler Lage in Wien Mitte als Durchgangsquartier für Flüchtlinge übergeben. Binnen weniger Stunden wurden die Flächen vom Katastropheneinsatz mit Feldbetten ausgestattet, sodass täglich bis zu 1.250 Transitflüchtlinge mit Essen und einem Schlafplatz versorgt werden konnten. Wenige Wochen später wurde das Durchgangsquartier

als längerfristige Unterkunft für Geflüchtete bestimmt, allerdings ohne das Haus mit dem Titel eines Grundversorgungsquartiers und den dafür erforderlichen Mindeststandards auszustatten.



Planung der Aufteilung der Hygienecontainer

Zeitgleich fand im selben Gebäude das Kulturfestival „Urbanize!“ unter Beteiligung von Lehrenden und Studierenden der Architektur fakultät der Technischen Universität Wien und der Universität für angewandte Kunst Wien statt. Spontan suchte die Projektgruppe „DIS. PLACED space for change“ die Zusammenarbeit mit den Einsatzleiterinnen des Roten Kreuzes und gründete eine Art „offene Allianz“. Gemeinsam mit anderen engagierten Initiativen ist es den Beteiligten gelungen, über die „Kunst der Kooperation“ zahlreiche Maßnahmen zur Verbesserung der räumlichen und sozialen Aufenthaltsqualitäten für die BewohnerInnen des Hauses umzusetzen. Das aufgebaute Vertrauen zwischen Betreuungsorganisation und Kulturarbeit hat zahlreiche Kooperationen und eine reichhaltige Palette von Aktivitäten bewirkt und nicht zuletzt einen Reichtum von zwischenmenschlichen Erfahrungen und Beziehungen zwischen allen AkteurInnen ermöglicht.



Das Kulturcafe mit einer breiten Palette an Kulturangeboten hat sich zum Herzstück des Hauses entwickelt.

Die absehbare Schließung des Quartiers Ende Mai 2016 stellt exemplarisch die Frage, wie die in den letzten Monaten gewonnenen Expertisen und bewährten Modelle gebündelt und zum Wohl aller Beteiligten eingesetzt und auf andere Standorte übertragen werden können.

SD: Ich würde zunächst gerne aus studentischer Sicht erfahren, wie diese Initiative entstanden ist.

MM: Wir sind im Zuge einer Lehrveranstaltung von Karin Harather und Renate Stuefer während des „Urbanize!“-Festivals in das Gebäude gekommen. Es ging dabei um Lernräume für junge Flüchtlinge, und wir arbeiteten mit den PROSA-SchülerInnen in gemischten Teams, um verschiedene Zugänge zur Aufgabenstellung zu finden. Unsere Gruppe entschied sich, direkt im Haus zu arbeiten und zu probieren, durch kleinräumliche Interventionen gewisse Qualitäten zu schaffen. Zu diesem Zeitpunkt hatten wir weder Geld noch andere Ressourcen. Der Workshop dauerte eine Woche und endete mit sechs verschiedenen „Tischgesellschaften“, bei denen wir uns mit ExpertInnen und interessierten Personen über die Thematik austauschten. Unsere Gruppe hat sich entschieden, an diesem Punkt nicht aufzuhören, sondern weiterzumachen. Martina Burtscher vom Roten Kreuz, die das Haus leitet, hat unser Tun von Anfang an unterstützt. Sie hat befürwortet, dass wir auch nach Ende des „Urbanize!“-Festivals im Haus bleiben, und uns Räume für unsere weiteren Tätigkeiten zur Verfügung gestellt.

Es war wichtig, vor Ort zu sein und die Abläufe im Haus direkt mitzubekommen. So wurde uns auch schnell klar, dass wir uns für Gemeinschaftseinrichtungen engagieren müssen, denn es waren 1.250 Menschen im Haus, und es wäre unmöglich gewesen, für einzelne Personen etwas Bestimmtes zu machen, ohne dadurch Ungleichheiten zu schaffen.

SD: War diese Lehrveranstaltung schon lange im Voraus geplant?

RS: An sich beschäftigen wir uns in unserem Forschungs- und Lehrbereich mit den Feldern Architektur und Bildung. In Vorbereitung eines Lehrveranstaltungsprojekts zum Thema „neue Lernräume“ nahmen wir Kontakt mit dem Verein PROSA auf. Junge Geflüchtete, die nicht mehr im Pflichtschulalter sind, haben in Österreich keinen Zugang zum Bildungswesen. Der Initialworkshop sollte im Rahmen des „Urbanize!“-Festivals stattfinden. Die Immobile in der Vorderen Zollamtsstraße, in der die Festivalzentrale geplant war, stand damals noch leer. Die Location wurde dann während der Laufzeit des Festivals über Nacht in eine Notschlafstelle für über 1.000 Menschen umgewandelt.

KH: Der 2012 gegründete private Verein PROSA baut auf einem

Das Gebäude war  
zuvor als Büro  
genutzt worden,  
und für 1.000  
Leute gab es nur  
fünf Duschen.



Bibliothek ausgestattet mit Möbeln, die in der hauseigenen Werkstatt hergestellt wurden, Fundstücken und Spenden.

## Integration erfolgt über das Eingebundensein in einen selbstverständlichen Alltag und in einen größeren kulturellen Kontext.

Dreisäulenmodell auf: Schulausbildung, wobei die Prüfungen extern abgelegt werden müssen, Sozialarbeit, um die jungen Leute in irgendeiner Form aufzufangen, sowie die Vernetzung mit den Nachbarschaften. Dieses Angebot wird sehr gut angenommen, und PROSA ist laufend auf der Suche nach neuen Möglichkeiten, wobei sich der Verein bewusst nicht in einem Kellerlokal versteckt.

Wir haben unsere Einreichung für das „Urbanize!“-Festival bereits im Vorfeld mit unseren KollegInnen aus dem Bereich „Stadtkultur und öffentlicher Raum“ formuliert, die im Wintersemester ebenfalls zur Flüchtlingsthematik arbeiten wollten. Unter dem Festivalmotto „Do It Together“ und „Cooperative Playground“ wollten wir gleich zum Semesterstart mit interdisziplinären Teams aus drei Richtungen in einer Intensivwoche ein offenes Seminar durchführen.

Die Erdgeschossräumlichkeiten in der Vorderen Zollamtsstraße 7 standen als Festivalzentrale schon ein halbes Jahr vorher fest. Als wir Mitte September eine Hausbegehung machten, wunderten wir uns, dass ein riesiges Haus mitten in der Stadt leer steht, während zugleich überall Zeltlager aufgebaut wurden. Kurz nach dieser Raumbesichtigung lasen wir die Pressemeldung „Angewandte stellt 1.000 Schlafplätze für Flüchtlinge zur Verfügung“. Wir wunderten uns noch, wo die Angewandte so viel Platz hat, und erfuhren kurz darauf, dass es sich dabei um die Vordere Zollamtsstraße handelt, also um genau jenes Gebäude, das als „Urbanize!“-Festivalzentrale fungieren sollte.

RS: Dann ging alles sehr schnell. Die Bundesimmobiliengesellschaft hat die Festivalleiterin Elke Rauth informiert, dass das Haus dem Roten Kreuz übergeben wird. Daraufhin ist sie persönlich am Abend hingefahren und hat die Tür aufgesperrt, die man sonst wahrscheinlich hätte aufbrechen müssen. Natürlich gab es in diesem Moment die Überlegung, ob es überhaupt politisch korrekt ist, mit dem Festival einen Platz zu besetzen, den die Menschen vielleicht viel dringender zum Schlafen brauchen.

SD: Das Gebäude wurde also ganz kurzfristig übergeben. Wie habt ihr vom Roten Kreuz das aus eurer Perspektive erlebt?

MB: Den Schlüssel hat ein Freiwilliger des Katastrophenhilfsdiensts zusammen mit Freiwilligen des Kärntner Roten Kreuzes übernommen, diese haben dann in der Nacht die Wasserleitungen und die Sanitäranlagen im Haus überprüft. Dann wurden Hunderte Feldbetten in den teilweise sehr verstaubten und gänzlich leeren Räumen zusammengebaut und aufgestellt. Man hatte keine Ahnung, wie das Gebäude aufgebaut ist, wie viele Stockwerke und Zimmer es überhaupt gibt. Von Mitte bis Ende September wurde das Haus ausschließlich von Freiwilligen gemanagt, bis das Rote Kreuz einsah, dass ohne den Einsatz von SpezialistInnen keine Kontinuität herstellbar war.

SD: Wie viele Menschen sind gekommen? Und kamen alle auf einmal oder sukzessive?

MB: Wir waren zunächst ein Notquartier für Transitflüchtlinge. Es war sehr fluktuierend. Die Busse kamen oft irgendwann in der Nacht. Vor dem Haus blieben ganze Straßenbahngarnituren stehen. Die Freiwilligen hatten Schilder mit der Aufschrift „Germany“, die Flüchtenden wollten weiter zum Hauptbahnhof, wo die Züge nach Deutschland abfahren. Koordiniert wurde alles vom Katastropheneinsatz, aber die Informationen waren unzuverlässig. Einmal hieß es: „In zwei Stunden kommen fünfhundert Leute, in drei Stunden 750.“ Gekommen sind sie dann aber erst in fünf Stunden, und auch die Zahlen stimmten nicht. Es war ein ständiges Rennen, damit man die Betten für die nächsten Ankömmlinge wieder leer bekam. Geputzt wurde von Freiwilligen. Von den freiwilligen HelferInnen habe ich das Haus am 29. September übernommen.

Im Vordergrund der Diskussion steht der Faktor Geld und nie der langfristige Schaden, den der Mangel an Wertschätzung verursacht.

SD: Wer waren diese Freiwilligen, und wer hat sie koordiniert?

MB: Am Anfang war es ein Mix von Freiwilligen des Roten Kreuzes mit Erfahrung im Katastropheneinsatz und SanitäterInnen bzw. EinsatzleiterInnen des Katastrophenhilfsdiensts, die die Schichtleitung übernahmen. Es gab keine Security, kein Putzpersonal, keinen Computer, nichts.

SD: Durch Zufall trafen in dieser Extremsituation, in der täglich bis zu 1.000 Menschen ankamen und sich ebenso viele wieder auf den Weg machten, SpezialistInnen aus ganz unterschiedlichen Bereichen aufeinander. Die KatastrophenhelferInnen auf der einen Seite, die den Rollout von Feldbetten beherrschen, und ArchitektexperteInnen auf der anderen Seite, die sich speziell mit kulturellen und sozialen Aspekten räumlicher Gestaltung befassen. Wie habt ihr in der operativen Arbeit zueinandergefunden?

MB: Schon am ersten Tag. Ich habe am 28. September von dem Job erfahren und am 29. mit meiner Arbeit begonnen, ohne jegliche Vorstellung davon, was auf mich zukommt. Eine zweite Leiterin ist abgesprungen – zum Glück konnte ich einen Monat später meine Kollegin Eliane überreden, mit ihrem Mann und ihrem Kind aus der Schweiz nach Wien zu ziehen und hier mitzuarbeiten. Allein wäre das nicht machbar gewesen.

EE: Martina hat uns angerufen und gesagt, dass sie in großer Not ist und Hilfe benötigt. Wir kennen uns bereits seit 2013, als wir zusammen in einem Gefängnis in Jordanien für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz gearbeitet haben. In solchen Extremsituationen wächst man zusammen. Martina war an den furchtbarsten Orten, an die man vom Roten Kreuz hingeschickt werden kann, im Irak und in Libyen. Ich war nach meinem Einsatz in Jordanien in Genf. Mein Partner war gerade aus Afghanistan zurückgekommen, und nach kurzer Überlegung zogen wir nach Wien.

SD: Wie waren die Rahmenbedingungen in Wien im Vergleich zu den internationalen Schauplätzen, an denen ihr bereits im Einsatz wart?

EE: Im Vergleich zum Wiener Komitee hat das Internationale Komitee vom Roten Kreuz mehr Geld, mehr Personal und mehr Struktur. Wir wussten, wie man in einer extremen Krisensituation arbeiten kann und dass man klare Strukturen schaffen muss. Martina hatte Erfahrung aus Zaatari, dem größten Flüchtlingslager an der jordanisch-syrischen Grenze, wo ich sie immer wieder begleiten durfte. Wir kannten den Aufbau und die Probleme, und es war eine große Chance, unsere Kenntnisse erstmals in leitender Funktion anzuwenden, obwohl die Bezahlung einer Aufwandsentschädigung entspricht. Uns hat interessiert, hier eine Struktur zu schaffen, und wir waren froh, AnsprechpartnerInnen aus den Bereichen Architektur und Kunst aus den umgebenden Universitäten zu haben, weil es dadurch möglich wurde, Qualitäten für das Wohl der Ankommenden zu schaffen, die wir als Krisenmanagerinnen vielleicht übersehen hätten.

MB: Es gibt Strukturen, die man in einer gewissen Größenordnung auf jeden Krisenbereich anwenden kann, wie Logistik, Administration, Maintenance sowie Sicherheits-, Personal- und Freiwilligenmanagement, die ebenfalls in unserer Verantwortung lagen, aber eben auch andere Aspekte, die für jeden Kontext individuell entwickelt werden müssen.

KH: In diesem Zusammenhang ist wichtig zu erwähnen, dass das Haus mit Ende des Festivals in der ersten Oktoberwoche vom reinen Transitquartier in ein Pufferquartier umstrukturiert wurde. Für uns war es eine gute Nachricht, dass die Menschen länger bleiben, weil wir nun mit der Situation besser umgehen konnten. In der Akutversorgung wussten die Menschen teilweise nicht einmal, in welchem Land sie sich befanden, und wollten einfach nur weiter. Jetzt hatten wir die Chance, Kontakt mit den Menschen aufzubauen.

Wir sind nicht Leute, die nur irgendwie helfen wollen, sondern professionelle AkteurInnen, die durch eine glückliche Fügung zusammengefunden haben.

MB: Man kann mit Menschen, die völlig übermüdet sind und einfach nur weiterwollen, nicht kommunizieren, indem man ihnen eine zweiseitige Hausordnung zum Durchlesen gibt. In solchen Situationen funktioniert Zeichensprache besser mit kleinen Plakaten in Leuchtfarben: „Rauch nicht im Zimmer!“ „Wirf den Abfall in den Mistkübel!“ Oder: „Hier ist der Ausgang.“

RS: In der Anfangssituation war das Haus sehr voll. Martina war permanent im Einsatz, aber dankenswerterweise hat sie immer versucht, sich Zeit zu nehmen und mit uns zu sprechen.

MB: Ich fand euch von Anfang an interessant und wusste, dass eure Herangehensweise für das Projekt sehr wertvoll ist.

RS: Weil wir von der Architektur kommen und neugierig sind, haben wir uns alle Stockwerke im Haus angeschaut und entdeckt, dass sich im fünften Stock eine Mensa befindet. In der Phase, in der die Leute ständig nur rein- und rausgingen, war es natürlich sinnvoll, die Essensausgabe direkt im Eingangsbereich zu haben. Als die Leute dann aber länger blieben und es kälter wurde, war das keine tragbare Situation mehr. Wir informierten Martina darüber, dass es eine Mensa gab. So weit war sie im Haus noch gar nicht vorgedrungen, weil sie gar nicht die Zeit hatte, sich alles genau anzusehen. Wir verlegten die Essensausgabe also in den fünften Stock und machten im Erdgeschoss ein Café.

MB: Ich bin nur durch Gänge gerannt und habe Zimmer gecheckt. Unser Team musste alles machen. Drei Leute waren dafür verantwortlich, das ganze Haus in Ordnung zu halten, 30.000 Quadratmeter pro Tag.

RS: Während wir den Luxus von Zeit mitbrachten und einen anderen Blick.

SD: Wie habt ihr StudentInnen den Unterschied zwischen einer konzeptionellen Entwurfsarbeit und der praktischen Herausforderung, schnell auf Zustände reagieren zu müssen, wahrgenommen?

RG: Es war spannend, irgendwo hineingeworfen zu werden und sofort Hand anlegen zu können – das waren wir von anderen Projekten an der Uni nicht gewöhnt. Wir waren anfangs zehn Leute. Da es nichts gab als leere Räume und es schwierig war, in der Akutphase jemanden zu erreichen, waren wir für alles selbst verantwortlich und mussten die Dinge selbst organisieren, Kommunikationswege aufbauen, Spenden akquirieren, online präsent sein usw. Dabei wurden wir tatkräftig von unseren beiden Lehrenden, von Firmen und von vielen Freiwilligen unterstützt.

SD: Nach welchen Kriterien habt ihr eure Prioritäten gesetzt und entschieden, wie ihr euch engagiert?

MM: In der ersten Woche versuchten wir, mit Kleinigkeiten etwas zu bewirken. Wir haben z. B. Haken aufgehängt und Wände gestrichen, um alles ein bisschen freundlicher zu gestalten. Wir arbeiteten damals noch viel mit Stoffen. Weil wir nicht wussten, dass das aus Brandschutzgründen verboten ist, mussten wir später leider vieles wieder rückbauen. Nachdem wir entschieden hatten, länger vor Ort zu bleiben, hat sich unser Fokus hin zu größeren Projekten verlagert. Unser Zeithorizont reichte damals bis Ende Dezember und rückte schließlich irgendwann ganz in den Hintergrund.

KH: Wir hatten die Information, dass der Vertrag für die temporäre Zwischennutzung bis 31. Mai 2016 laufen würde, hofften aber, dass dieses Datum nach österreichischer Manier möglicherweise doch nicht so fix ist.

SD: Sprechen wir noch kurz darüber, welche konkreten Maßnahmen ihr im Laufe dieser Monate umsetzen konntet.



RG: Gleich zu Beginn war es uns ein Anliegen, einen Besprechungsraum zu schaffen, in dem alle Freiwilligen zusammenkommen können, die nicht direkt zum Roten Kreuz gehören, sondern sich kulturell oder künstlerisch einbringen möchten. Dafür waren wir von „DIS.PLACED space for change“ die Anlaufstelle, und das Café wurde zu einem wichtigen Treffpunkt. Parallel dazu haben wir eine Werkstatt aufgebaut. Ende November hatten wir schon einiges an Material und Werkzeug zusammen, das wir über Facebook, mithilfe des Instituts sowie über unseren Spendenaufruf organisiert haben.

JM: Nach der Errichtung des Cafés und der Werkstatt haben wir uns um die Sanitäreinrichtungen gekümmert, denn die sanitäre Situation im Haus war prekär. Das Gebäude war zuvor als Büro genutzt worden, und für 1.000 Leute gab es nur fünf Duschen. Da jedoch bauliche Veränderungen nicht vorgesehen waren, konnten die Duschen nicht im Haus installiert werden. Nach langen Diskussionen war nach zwei Monaten endlich klar: Es müssen Duschcontainer außerhalb des Hauses aufgestellt werden.

Hier haben wir unsere architektonische Expertise eingebracht und dafür gesorgt, dass die Duschcontainer raumstrukturierend platziert wurden, sodass ein Mindestmaß an Intimität gewährleistet ist. Beim Erstellen der Pläne haben wir eng mit den Verantwortlichen vom Roten Kreuz zusammengearbeitet, sind damit zuerst an die Bundesimmobiliengesellschaft herangetreten und haben dann alle notwendigen Genehmigungen eingeholt.

SD: Wie viele Duschen sind jetzt in den Containern untergebracht?

JM: Es sind sieben Container mit je fünf Duschen, eingeteilt in einen Männer- und einen Frauenbereich.

EE: Von unseren Erfahrungen im jordanischen Camp wussten wir, dass der Hygienebereich ein Sicherheitsproblem sein kann. Dort wurden viele Frauen vergewaltigt. Dementsprechend haben wir uns nicht nur für eine räumliche Trennung entschieden, sondern zusätzlich für eine zeitlich gestaffelte Benutzung: Morgens duschen die Männer, nachmittags die Frauen mit den Kindern. Weil es im Winter früh dunkel wird, haben wir für adäquate Beleuchtung gesorgt, und zusätzlich werden die Eingänge permanent von einer Sicherheitswache beobachtet.

SD: Kam es zu gewalttätigen Zwischenfällen?

MB: Im Haus gab es ab und zu Spannungen, aber bei den Duschen – da muss man wirklich auf Holz klopfen – ist alles gut gelaufen.

SD: Switchen wir noch einmal zu der von euch eingerichteten Werkstatt. Wird sie nur von den Studierenden genutzt oder sind hier auch die KlientInnen in die Arbeitsprozesse integriert?

RG: Im Moment wird sie als Gemeinschaftswerkstatt geführt. Wir sind an vier Tagen pro Woche jeweils von zehn bis 16 Uhr im Haus, da betreuen wir die Werkstatt und bauen gemeinsam mit den Leuten. Die BewohnerInnen können auch für sich kleine Möbelstücke bauen, und wir tauschen uns gegenseitig aus. Es sind z. B. Küchenbauer aus dem Iran da, was für uns sehr wertvoll ist.

KH: In der Lehrveranstaltung im Sommersemester haben wir einen besonderen Fokus auf die Gemeinschaftswerkstatt gelegt. Im Verlauf des Wintersemesters haben sich notwendige Prozesse wie Netzwerkarbeit, Organisation und Strukturaufbau als wichtige Lernaspekte herauskristallisiert. Toll ist an diesem praxisbezogenen Lehrveranstaltungsprojekt auch, dass jede/r im Team seine/ihre speziellen Fähigkeiten einbringen kann. Um etwas voranzubringen, musste man sich wirklich auf die Füße stellen und kämpfen. Es gab Momente der Euphorie, aber auch komplette Zusammenbrüche, wenn etwas überhaupt nicht funktionierte.

MM: Wir wussten, dass wir unsere Vorhaben nicht durchsetzen können, wenn wir nicht ständig da sind. Daher haben uns alle ein wenig übernommen. Manche sind abgesprungen, dafür sind andere von außen in den Prozess eingestiegen. Ohne sie wäre vieles nicht möglich gewesen.

SD: Aus der Architektur weiß man, dass sich trotz guter Planung Prozesse oft lange hinziehen. In diesem Ausnahmezustand gab es behördliche Erleichterungen, und mitunter konnte auch Druck erzeugt werden, um Maßnahmen schneller umsetzen zu können. Dennoch bremst der Faktor Gestaltung zumindest vorübergehend manchen operativen Prozess.



Von StudentInnen initiiert und entwickelt bietet die räumliche Aufstellung von sieben Dusch-Containern und einem zusätzlichen Lattenrost sowohl Sichtschutz als auch Sitzmöglichkeiten.

MB: In allen längerfristigen Camps habe ich erlebt, dass die Menschen sehr kreativ sind. Reduziert auf ein Feldbett und eine Dose Fisch pro Tag werden sie entmenschlicht und zu Nummern gemacht. So will niemand leben. Wenn man zusätzlich ein Miteinander anbieten kann, ist das ein erster Schritt in Richtung Integration. Dann bietet man mehr als nur ein Lager – es wird ein Stück Zuhause. Wenn die Leute wissen, dass am Montag Maria, am Mittwoch Julia und am Donnerstag Rupert kommt und mit ihnen ein Vogelhaus baut, erreicht man die Leute besser. Wenn wir ihnen nur Essen, Duschen und Feldbetten geben, haben sie keinen Grund, mit uns zu reden. Wir vermitteln ihnen dann, dass wir sie nicht als vollwertige Menschen wahrnehmen und nicht mit ihnen arbeiten wollen.

MM: Als wir den „Table of Plenty“ veranstalteten, wollten wir die konkrete Situation aufzeigen. Wir stellten ein Feldbett mit einer Decke auf, daneben eine Semmel und eine Dose Fisch. In einer Notsituation ist diese Versorgung der erste Schritt, aber das ist noch lange kein Lebensraum.

SD: Unter Umständen könnte diese Übergangssituation für die Betroffenen in irgendeiner Form auch eine inspirierende Phase werden. Welche Initiativen gab es, um Menschen Erfahrungen zu ermöglichen, die sie sonst nicht hätten machen können, etwa die Stadt zu erleben oder soziale Kontakte aufzunehmen?

RS: Das Miteinander in diesem Haus war von Anfang an nur deshalb möglich, weil wir nicht alle über einen Kamm scheren und sagen: „Ihr müsst alle gleich sein.“ Hier ist es gut gelungen, dass unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Qualitäten und Kompetenzen genau das, was sie besonders macht, einbringen können. Ob das jemand aus der Nachbarschaft ist oder aus dem Haus, von der Uni oder vom Roten Kreuz, spielt dabei keine Rolle. An diesem Netzwerk kann jede/r mitarbeiten, und jede/r kann davon profitieren. Das ist es, was das Ganze so wertvoll macht.

KH: Wir schreiben gerade einen offenen Brief an die verantwortlichen Behörden, weil wir nicht wollen, dass das, was hier modellhaft gemeinsam entwickelt worden ist, einfach verloren geht, wenn das Haus geschlossen wird. Hier ist, ausgehend vom „Urbanize!“-Festival, über den künstlerisch-kreativen Input hinaus etwas entstanden, das einen anderen Geist in sich trägt. Menschen nur zu füttern und ihnen ein Bett zu geben reicht nicht. Integration erfolgt über das Eingebundensein in einen selbstverständlichen Alltag und in einen größeren kulturellen Kontext.

EE: Schauen wir uns z. B. die Kinderbetreuung an. Im Mittleren Osten lässt man die Kinder einfach herumlaufen, und alle kümmern sich irgendwie um sie. Deshalb kommt es vor, dass ein Kind von einem völlig Unbekannten eine Ohrfeige bekommt, weil es irgendetwas gemacht hat, was es nicht soll. Den Neuangekommenen müssen wir erklären, wie Kindererziehung bei uns funktioniert und dass solche erzieherischen Maßnahmen bei uns bestraft werden, denn die Menschen sind gekommen, um zu bleiben.

Dass in Österreich angeblich alle ab dem ersten Tag Integrationsklassen und Deutschunterricht bekommen, ist einfach nicht wahr! Wir mussten darum kämpfen, dass die Kinder eingeschult wurden,

Die Polizei ist geschlossen zu uns gekommen und hat uns für unsere Arbeit gedankt, weil wir für ein Großquartier die mit Abstand niedrigste Einsatzquote aufweisen.

weil wir nicht als Grundversorgungsunterkunft eingestuft sind. Wir haben im Dezember neunzig Kinder und im Jänner noch einmal dreißig eingeschult. Das wurde nur möglich, weil wir in Zusammenarbeit mit den Schulbehörden darauf bestanden haben. Fünfzig Kinder, die später hierher gekommen sind, konnten noch nicht eingeschult werden, daher sprechen sie noch immer kein Wort Deutsch.

Zu uns kommt auch eine pensionierte Kindergartenpädagogin, die diese Kinder auf eine Art beschäftigt, die ihnen hilft, ihre Kriegstraumata aufzuarbeiten. Würde sie das nicht freiwillig tun, wäre für diese Kinder niemand da. Die viel beschworenen Wertekurse übernehmen Martina und ich selbst. Denn ein gemeinsames Verständnis ist der Schlüssel zur Sicherheit im Haus, für die wir verantwortlich sind. Jeden Tag versammeln wir dreißig BewohnerInnen und erklären ihnen in ihrer Sprache unsere Regeln des Zusammenlebens. Wir beide sprechen Arabisch, Martina zusätzlich noch Farsi.

KH: Aufgrund der Größe des Hauses kann vieles unter einem Dach stattfinden. Das Haus zu verlassen ist für viele ein Kraftakt. Die meisten Zimmer sind nicht versperrbar, und die Menschen haben Angst, dass ihr Platz und ihre Habseligkeiten nicht mehr da sind, wenn sie zurückkommen.

RS: Ein Musikschullehrer hat z. B. neun Plätze für Kinder in einem Kurs angeboten, was natürlich sehr willkommen war, obwohl es logistisch einen enormen Aufwand verursachte, diese Kinder jedes Mal einzusammeln, Fahrkarten für sie zu besorgen und sie zur Musikschule zu bringen. Mittlerweile findet der Musikunterricht im Haus statt, was eine enorme Vereinfachung bedeutet.

SD: Die meisten BewohnerInnen sind seit Oktober hier. Wie ist die räumliche Situation? Haben die Menschen Rückzugsmöglichkeiten?

MB: Meine Schwester führt ein Hotel, und ich habe mich an diesen Strukturen orientiert, wenn auch mit etwas weniger Komfort. Es gibt hier 260 Zimmer, und wir achten darauf, dass jede Familie ein eigenes Zimmer hat. Aus Sicherheitsgründen gibt es einen Trakt für die alleinreisenden Frauen, die alleinreisenden Männer versuchen wir auf einer Etage unterzubringen, auch wenn sich das manchmal in einer eigenen Dynamik teilweise wieder mischt.

SD: Ihr StudentInnen habt unverhältnismäßig viel Zeit in eine Lehrveranstaltung investiert. War es eine gute Investition?

MM: Wir haben einfach gemacht, was wir machen wollten und für sinnvoll hielten, und wurden dabei von unseren Lehrenden sehr unterstützt, aber dieses Engagement war nicht an ein Format gekoppelt.

JM: Wir haben sehr viel investiert, aber auch ganz viel wieder mitgenommen und deshalb beschlossen, auch im nächsten Semester genauso weiterzumachen.

RG: Es sind Freundschaften entstanden. Wir haben gemeinsam gekocht, gemeinsam gearbeitet, das schweißt zusammen. Abdullah hat uns allen Geschenke überreicht, nachdem sein Asylantrag bewilligt worden war.

MM: Wir haben extrem viel darüber gelernt, wie man so ein Projekt auf die Beine stellt und im Haus Präsenz zeigt. Unser Selbstbewusstsein wurde gestärkt, und wir haben gelernt, unsere Kompetenzen einzusetzen und weiterzugeben.

SD: Mit Ende Mai steht die Auflösung dieses gewachsenen Organismus bevor, und die eingespielten Prozesse drohen verloren zu gehen. Was von all dem könnt ihr mitnehmen und an einem anderen Ort wieder abrufen?



MB: Diese komplette Auflösung ohne Auffangszszenario zerstört nahezu alles. Von den dreißig MitarbeiterInnen haben die meisten ihre Kündigung erhalten. Einige wenige haben eine Verlängerung für Juni bekommen, damit wenigstens die Schulkinder das Schuljahr abschließen können. Das ist ein harter Schlag ins Gesicht für das Team, das sich monatelang mit sehr geringer Bezahlung engagiert hat. Viele haben Familien und müssen mit dieser schwierigen Situation klarkommen.

SD: Martina, du hast viel internationale Erfahrung und hier einen großartigen Job gemacht und für diese spezielle Aufgabe viel Know-how entwickelt. Wie geht es für dich persönlich weiter?

MB: Ich bin in Vorarlberg geboren, kann aber nicht in Österreich bleiben, weil ich mit einem Ausländer verheiratet bin. Die kafkaesken Behördengänge für eine Aufenthaltsgenehmigung bei der MA 35 in Wien sind für uns zum privaten Albtraum geworden. Da hilft es mir nichts, dass ich zusammen mit Eliane die größte Flüchtlingsunterkunft der Stadt gemanagt habe. Nach zehn Jahren im Ausland habe ich mich gefreut, zurück nach Österreich zu kommen und etwas für mein Land zu tun. Nachdem mein Land aber nichts für mich tun will, ziehe ich wieder ins Ausland, nach London.

RS: Bei unserem runden Tisch war es schockierend zu hören, dass es nie um die Menschen geht, sondern immer nur um Massen, die man irgendwohin verschiebt. Im Vordergrund der Diskussion steht der Faktor Geld und nie der langfristige Schaden, den der Mangel an Wertschätzung verursacht. Es ist unglaublich, wie fahrlässig mit menschlichen Ressourcen umgegangen wird.

SD: Das bezieht sich auf das soziale Kapital, das durch eure Kooperation generiert wurde?

KH: Auch auf das Fachliche! Wir sind nicht Leute, die nur irgendwie helfen wollen, sondern professionelle AkteurInnen, die durch eine glückliche Fügung zusammengefunden haben. Von den SpezialistInnen des Roten Kreuzes über die ExpertInnen von den Unis bis hin zur Kindergartenpädagogin oder der pensionierten AHS-Direktorin, die die Deutschklassen im Haus organisiert und aufgebaut hat.

MB: Es ist uns gelungen, einen funktionierenden Rahmen zu schaffen. Die Polizei ist geschlossen zu uns gekommen und hat uns für unsere Arbeit gedankt, weil wir für ein Großquartier die mit Abstand niedrigste Einsatzquote aufweisen.

SD: Was können wir daraus lernen?

RS: Wir wussten, dass diese Adresse ein Ablaufdatum hat. Aber wenn man uns ein anderes Quartier angeboten hätte, wären wir gemeinsam übersiedelt. Doch daran haben die verantwortlichen Behörden offenbar kein Interesse. Lieber bleibt man beim Feldbett mit Fischdose und Wegwerfdecke und zementiert damit das nichtintegrative Szenario.

MB: Oft hat es den Anschein, dass positive Beispiele wie dieses Haus in diesem Land nicht erwünscht sind. Wahrscheinlich wurde damit gerechnet, dass wir alle an dieser Aufgabe scheitern.

SD: Danach wollen wir uns nicht richten. Die Initiative „Orte für Menschen“ hat es sich u. a. dezidiert zur Aufgabe gemacht, die Öffentlichkeit der Architektur-Biennale zu nutzen und Best-Practice-Beispiele zu featuren, damit niemand so tun kann, als würden diese positiven Modelle nicht existieren, mit dem Ziel, dass einmal erreichte Standards in der Frage der Unterbringung und der Betreuung von Geflüchteten künftig nicht mehr ignoriert und schon gar nicht unterschritten werden können.

### Über „DIS.PLACED space for change“

Die Initiative wurde von Karin Harather und Renate Stuefer im Rahmen eines kooperativen Lehrveranstaltungsprojekts mit Architekturstudierenden der Technischen Universität Wien (Yasmin El-Isa, Rupert Gruber, Jacinta Klein, Lilian Mandalios, Elaine Mang, Julia Menz, Stefanie Mras, Maria Myskiw, Karina Ruseva, Simon Uebleis-Lang) ins Leben gerufen, „um mit pointierten räumlichen Eingriffen gemeinsam mit den im Haus wohnenden, Schutz suchenden Menschen vielfältige Qualitäten zu schaffen – und so Leerstand unmittelbar praxisbezogen sowie (sozial-)räumlich exemplarisch zu aktivieren. Der kooperative Prozess unter Mitwirkung vieler intern und extern Beteiligter soll als Modell und Katalysator für neue Formen des informellen Lernens, miteinander und voneinander, verstanden werden.“

[www.displaced.at](http://www.displaced.at)

### Über die Einsatzleiterinnen des Österreichischen Roten Kreuzes (ÖRK) in Wien Mitte

Das ÖRK unterstützt Menschen auf der Flucht in Österreich, in den Transitländern und in ihren Heimatländern. Neben dem umfassenden internationalen Engagement sind in Österreich in allen Bundesländern Rotkreuz-MitarbeiterInnen für die Versorgung von Flüchtlingen im Einsatz.

Mit der Leitung der Notunterkunft in Wien Mitte wurden zwei Akademikerinnen mit internationaler Erfahrung in Krisenherden betraut: Martina Burtscher (geb. xxx), die u. a. bereits in Libyen, im Irak und in Jordanien im Einsatz war, studierte Politikwissenschaften und Internationale Entwicklung und spricht insgesamt sechs Sprachen, darunter Arabisch und Farsi. Eliane Ettmüller (geb. 1980) ist Islam- und Politikwissenschaftlerin. Auch sie spricht u. a. fließend Arabisch. Die beiden Frauen lernten sich während eines Einsatzes in einem Gefängnis in Jordanien kennen.